

Der Russe und der Reisende

Mein Nachbar im Flugzeug nach Berlin flog wahrscheinlich über Moskau aus irgendeinem weit entfernten südlichen Land nach Hause: Er trug geblünte Shorts, und auf dem Kopf hatte er so etwas wie einen Panamahut mit breiter, harter Krempe. Ich stieg als Letzte ins Flugzeug, sah diesen über die Sitzreihen ragenden Hut und flehte, dass ich nicht den Platz daneben haben würde. Ich hatte ihn. Gleich nach dem Start wurde mein Nachbar lebhaft, rutschte auf dem Sitz herum, blätterte die Bordmagazine durch und versuchte, mit der Nachbarin am Fenster auf Deutsch ein Gespräch anzufangen, doch sie schlief entweder oder tat so, als ob. Dann fiel sein Blick auf die kyrillischen Buchstaben in meinem Buch: „So“, sagte er laut, ohne jede Einleitung, „what do you think about Putin?!“ Ich stellte mir voller Grauen die bevorstehenden zweieinhalb Stunden Gespräch vor und brummte, dass ich nichts über Putin denke, warum ich überhaupt über ihn nachdenken solle? Er sah mich ungläubig und, wie mir schien, spöttisch an, dann schüttelte er den Kopf mit dem Panamahut, der unangenehm mein Ohr streifte, und teilte dann entweder mir oder seinen nackten Knien mit: „Putin is cool!“.

Vier Stunden nach diesem nicht stattgefundenen Gespräch schleppte ich meinen Koffer in den Hof der Schriftstellerresidenz, in der ich einen Monat verbringen würde. Der Ort sah noch besser aus, als ich ihn mir vorgestellt hatte, wie ein Schloss mit einem Garten hinunter zum See, der mit dreieckigen Segeln geschmückt war. Das Schloss war allerdings verzaubert, wie sich herausstellte: Alles war verschlossen, mein Zimmerschlüssel war nicht am angegebenen Ort und auf meine lautstarken Hallorufe meldete sich niemand. Ich war kurz vorm Verzweifeln, als mir ein Mann und eine Frau aus dem Garten entgegenkamen. Auf mein Gestammel hin, wo denn nun und wie denn nun, erklärte die Frau, dass sie hier auch nur zu Gast sei und nicht Bescheid wisse, aber sie nahm die Sache energisch in die Hand. Sie rief alle Telefonnummern auf dem von mir für alle Fälle ausgedruckten Blatt an, übersetzte meine unbeholfenen englischen Fragen ins Deutsche. Kurz gesagt, dank ihr erhielt ich ziemlich schnell meinen Schlüssel, trank einen Kaffee und richtete mich ein.

Die Frau sagte, dass sie für ein paar Stunden hierher gekommen sei, um einen Freund zu besuchen, einen georgischen Dichter, ebenfalls ein Gast der Residenz, genau wie ich. Sie kam aus Georgien, lebt aber schon lange in Berlin, sie hat hier ihre Familie und ihre Arbeit. Ich erzählte etwas von meinen Kindern, erwähnte einen alten sowjetischen Film, sie kannte ihn, zitierte freudig etwas daraus, es stellte sich heraus, dass wir gleich alt waren. Zu der Zeit, als die Sowjetunion zerfiel, war sie, genau wie ich, schon über zwanzig. Damals wurde Russisch in allen Sowjetrepubliken von der ersten Klasse an unterrichtet, praktisch jeder sprach Russisch. Aber wir beide unterhielten uns auf Englisch. „Russland ist ein Aggressor, ich möchte nicht in der Sprache des Aggressors reden“, sagte sie. Ich hätte wahrscheinlich etwas unsäglich Banales antworten müssen – dass es nicht die Sprache eines Aggressors, sondern die Sprache Puschkins, Tolstois und Mandelstams ist – aber ich brachte mich nicht dazu, das auszusprechen.

Noch einige Tage lang, während ich am Ufer des wunderschönen Sees mit den Segelbooten entlangspazierte, bedauerte ich mich selbst. Wie kann es sein, dass ich, ich – Anna Narinskaja – durch das Verhalten eines unsympathischen Menschen, den ich nicht persönlich kannte, und durch irgendwelche gesichtslose Strukturen – den Präsidenten des Landes, in dem sich das Haus befindet, in dem ich wohne, und seine,

verzeihen Sie, mächtigen Behörden – zumindest teilweise beschrieben, gekennzeichnet werde? Für das Protokoll könnte man wahrscheinlich anmerken, dass ich immer „dagegen“ gestimmt habe und zu Protestveranstaltungen gegangen bin, erfolglos, aber regelmäßig Artikel geschrieben habe, die, wenn schon nicht das Wort, dann doch wenigstens die Intonation „es reicht!“ enthielten – aber das ist es nicht. Darum geht es nicht, sondern darum, was der Schriftsteller und Andersdenkende (besser, es so zu nennen) Andrej Sinjawskij mit seiner unsterblichen Formulierung ausgedrückt hat: Diese Regierung und ich haben ästhetische Differenzen. Und wir sprechen – wenn es schon um Sprache geht – genau, wie sprechen unterschiedliche Sprachen.

All meine eigene Überzeugung zerbrach an einem: Es waren bereits etliche Tage vergangen und ich dachte immer noch darüber nach. Ich dachte an die Frau, die mir geholfen hatte und mich hart getroffen hatte, und an den Herrn mit Panamahut aus dem Flugzeug, der irgendwie merkwürdigerweise dazu passte. Sie sahen in mir eine „Vertreterin“ von etwas, das keinerlei Beziehung zu mir hat, und ich hätte wahrscheinlich einfach nur abwinken und mir sagen sollen, dass das dumm ist. Aber das gelingt mir nicht – deshalb gehe ich spazieren und denke darüber nach.

Der von mir geschätzte israelische Schriftsteller Etgar Keret beschrieb in einer Skizze eines reisenden Israeliten, dass er sich in Israel vollkommen als Weltbürger fühlt: „ein wenig Trance, ein wenig Oper, ein altes, gutes Buch von Bulgakow, ein Glas irischer Whisky“, doch sobald er sich auf eine Auslandsreise begibt, verändert sich das eigene Gefühl: „Es reicht eine beliebige Kleinigkeit: die unschuldige Äußerung eines Vorübergehenden, Davidssterne oder unleserliche Losungen, die auf eine bröckelnde Wand gemalt sind. Dich beginnt die Frage zu quälen: Ist das wahr oder einfach nur deine Phobie?“

Ich kann nicht sagen, dass ich genau das Gleiche fühle wie er, aber ich verstehe ihn gut.

Die, so sehr man auch rüttelt, unverbrüchliche Verbindung mit dem eigenen Land spürt man sogar noch deutlicher, wenn einem überhaupt nicht gefällt, was in seinem Namen geschieht.

Die zum Lernstoff gehörenden Worte Puschkins – „Ich verachte mein Vaterland natürlich von Kopf bis Fuß, doch ich ärgere mich, wenn ein Ausländer dieses Gefühl mit mir teilt“ – haben durch die endlosen Wiederholungen nicht nur nichts verloren, sondern wurden, im Gegenteil, nur noch aufpoliert und glänzen. Seit einiger Zeit sogar mit besonderer Intensität.

Puschkin schrieb das in der Verbannung auf dem Lande in einem Brief an seinen Freund Wjasemski. Ich bin sowieso davon überzeugt, dass alle wichtigen Dinge der Welt in Briefen an Freunde geschrieben werden.

Eine Bekannte schickte mir als Antwort auf meine verworrene Erzählung dessen, was ich hier aufzuschreiben versuche, den Text eines Briefes, den Paul Celan gleich nach dem Krieg an Max Rychner schrieb. Darin steht: „... ich will Ihnen sagen, wie schwer es ist, als Jude Gedichte in deutscher Sprache zu schreiben. Wenn meine Gedichte erscheinen, kommen sie wohl auch nach Deutschland und — lassen sie mich das Entsetzliche sagen — die Hand, die mein Buch aufschlägt, hat vielleicht die Hand dessen gedrückt, der der Mörder meiner Mutter war... Und es könnte noch furchtbarer kommen... Aber mein Schicksal ist dieses: Deutsche Gedichte schreiben zu müssen. Und ist die Poesie mein Schicksal — [...] — so bin ich froh.“¹

¹ Anmerkung der Übersetzerin: Wortlaut zitiert nach: Corbea-Hoisie, Andrei: *Nachträgliches zum Komplex Paul Celan – Alfred Margul-Sperber – Wien. Zwei neu entdeckte Briefe im*

Anna Narinskaja: Der Russe und der Reisende
Übersetzung aus dem Russischen: Annette Merbach, 2018.

Diese Zeilen – als würde man in ein leistungsfähiges Teleskop schauen und plötzlich nähert sich dir etwas unglaublich Entferntes und Wichtiges, du schaust es dir an, machst es dir zu eigen, wendest es auf dich an, obwohl du dazu keinerlei Recht hast.

Und du verstehst ein bisschen besser.